

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen  
des letzten Jahres  
im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

---

Im 28. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel 1901 hat Herr E. Kluge einen Vortrag über die vorgeschichtlichen Wohnplätze der Umgegend von Arneburg veröffentlicht; es ist ein ansprechender Überblick für ein Laienpublikum über die Ergebnisse sorgfältiger Untersuchungen, die der kundige Verfasser seit Jahren in der Umgebung seines Wohnortes angestellt und schon in den Jahren 1890 und 1892 in den Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde mit Kartenskizzen und Abbildungen den Altertumsforschern vorgelegt hat. Er bespricht hier zunächst drei Wohnplätze der jüngeren Steinzeit, alle auf nach Süden geneigtem Terrain belegen; der Hinweis, dass die Bewohner Kelten gewesen seien, die die Wärme liebten, ist für die Altmärk gewiss nicht zutreffend. Die Wohnstätten der ältesten La Tènezeit zeigen das eigentümliche Verhältnis, dass sie auf flachen, zum Teil künstlich angelegten Erhöhungen mitten in feuchtem, sumpfigem Terrain errichtet sind, während die zugehörigen Grabstätten (tumuli) einige hundert Meter entfernt auf höherem, trockenem Gelände liegen. In diesen La Tène-Wohnplätzen kamen mehrere muldenförmige Kornquetscher vor. Die Wohnplätze der mittleren und jüngsten La Tènezeit sowie die der römischen Kaiserzeit liegen ohne Ausnahme auf Flächen, die nach NW, N oder NO abfallen, also vor direkter Sonnenbestrahlung geschützt sind. Verfasser schliesst daraus, dass die Bewohner aus dem Norden eingewanderte Germanen gewesen seien, welche die Sonnenhitze nicht liebten. Endlich hat Herr Kluge auch drei wendische Wohnplätze gefunden; für diese war die unmittelbare Nähe des hohen Elbufer gewählt, und zwar die nach Süden geneigte Seite einer mit steilen Böschungen das Elbufer durchbrechenden Querschluft. Zum Schluss teilt der Herr Verfasser noch einige Beobachtungen über die Anlage der Aschengruben in den verschiedenen Wohnplätzen mit und

erteilt aus seiner Erfahrung Ratschläge, wie man derartige Wohnplätze suchen soll: wenn gepflügt wird, soll man auf zu Tage tretende dunkle Stellen im Acker achten.

In der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde in Jena, Bd. 11, H. 3, 1899, macht Dr. Compter in Apolda Mitteilungen über vier „Gräber“, die daselbst beim Grundgraben zu einem Neubau an der Bahnhofstrasse aufgedeckt sind, in einer Stadtgegend, wo schon früher ähnliche Funde gemacht sind, ohne genau beobachtet zu werden. Die Gruben, die nach unten (im Lehm) weiter sind als oben, sind mit Asche, Kohlenbröckchen, Steinen, Tierknochen und Gefässscherben gefüllt; schon das macht mir den Eindruck, dass es sich um Wohngruben handelt, zumal ausdrücklich erwähnt wird, dass sich auch Bruchstücke von einseitig rot gebranntem Lehm mit Zweig- und Halmeindrücken, also Reste von Wohnungswänden, gefunden haben. Einige angekohlte Knochenreste sollen allerdings als menschliche festgestellt sein; bei dem geschilderten Thatbestand wird Zweifel gestattet sein; sicher ist, dass schon manche Berichte Leichenbrand gemeldet haben, wo es sich um kleine angekohlte Knochenstücke von Tieren handelte. Zwei unverbrannte Skelette von neugeborenen Kindern, die sich in einer Grube vorfanden, hält Herr Compter selbst für spätere Bestattungen. Die abgebildeten Gefässe und Scherben, rohe Ware mit Fingereindrücken verziert, lassen die La Tèneperiode erkennen; eine eiserne Klinge, die auf demselben Grundstück, aber nicht in einer der Gruben gefunden ist, 55 cm lang, ist leider nicht abgebildet; sie wird als „einschneidig“ beschrieben, kann also von dem hallstädtischen einschneidigen Typus herühren und mit den Gruben gleichzeitig sein; sie kann auch eine jüngere Waffe (Scramasax) sein. Herr C. beschreibt darauf noch zwei andere Örtlichkeiten im Süden und im Westen der Stadt, die sehr ähnliche keramische Reste geliefert haben; die erste eine Wohnstätte, und nur 6—8 m davon eine Grabstätte mit zwei kreuzweis liegenden (unverbrannten) Skeletten; die zweite, eine durch Lehmgewinnung freigelegte und zerstörte Aschenschicht, angeblich ein Brandgräberfeld; sie enthielt Tierknochen von Rind, Ziege, Pferd, Schwein, Hund, Reh; auch angekohlte Menschenknochen und Lehm als Estrich und von Wohnungswänden; weder Steinwaffen, noch irgendwelche Metallsachen sind zum Vorschein gekommen; für die Archäologie bieten die Funde also nichts; wohl aber für die Besiedelungskunde. Die Beschaffenheit dieser dritten Fundstelle entspricht m. E. ebensowenig wie die der ersten einem Gräberfelde; bei Naundorf, 3 km von Apolda, hat Herr C. im Jahre

1893 acht Gräber derselben Periode aufgedeckt, dort fand sich in jedem eine Urne mit Asche, Knochenresten und dabei Bronzen; hier aber fehlt gerade das Charakteristische: die Urne und die Beigaben. Eine fachmännische Beobachtung der Abtragungen hat leider nicht stattgefunden. Befremdlich ist es, dass Herr C. sich Mühe giebt, die von Klopffleisch unterschiedenen Ornamente der neolithischen Periode an diesen ganz anders gearteten Topfresten einer viel jüngeren Periode nachzuweisen.

In Heft 4 derselben Zeitschrift veröffentlicht Herr Prof. Dr. Max Verworn Beiträge zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Der erste Beitrag beschreibt ein neolithisches Flachgrab ohne Steinsetzung, welches fünf Minuten südlich von Buttstädt in der Thongrube gefunden und glücklicherweise beachtet ist, nachdem schon mehrere Skelettgräber daselbst unbeachtet zerstört worden waren. Ganz besonders interessant ist die Schilderung durch die Abbildung des mitgefundenen Bechers, der seiner Form nach zu den Glockenbechern, seiner Verzierung nach zu den schnurkeramischen Bechern zu gehören scheint, dazu ein Armband von 35 Hundezähnen und ein Flintmesser; der Schädel, den der Herr Verfasser sorgfältig präpariert und konserviert hat, gehört einer Frau an, er ist stark dolichocephal und prognathisch. Der zweite Beitrag des Herrn Professor Verworn bespricht drei Kupferbeile Thüringens mit beigefügten Abbildungen. Das erste ist vor kurzem bei Auerstädt ausgepflügt und hat sehr primitive, steinbeilartige Form (Privatbesitz?); das andere, schon eleganter, befindet sich im Germanischen Museum zu Jena, sein thüringischer Fundort ist nicht näher bezeichnet. Das dritte, in demselben Museum aufbewahrte, ist auf dem Lerchenfeld bei Löbstedt unweit Jena gefunden und ist besonders dadurch interessant, weil mehrere kleine Stücke Kupferkies, mehrere Stücke Kupferschlacke, mehrere Stücke reinen ausgeschmolzenen Kupfers von unregelmässiger Form zu seiner Fundgemeinschaft gehören; Herr V. schliesst daraus, dass schon zur Zeit der Kupferbeile in Thüringen Kupfer aus hergeführten Kupfererzen verarbeitet worden sei und hält es für wahrscheinlich, dass das Rohmaterial den Kupfererzlagern des Harzes entstammt. Zweifellos erscheint mir die erste Schlussfolgerung nicht: Da das Flachbeil nach der Analyse etwas Silber enthält, die mitgefundenen Kupfergussstücke aber nicht, so möchte ich folgern, dass das Beil nicht dort gegossen ist, sondern lediglich als Rohmaterial — ebenso wie die geschmolzenen Kupferstücke und das Erz — hat verwendet werden sollen. Die Zeit, in welcher ein Giesser diese Sachen auf dem Lerchenfelde besessen hat, scheint mir durch die

ebenfalls mitgefundenen Bronzesachen: „Fibel mit Spirale“ (was für eine?), „bauchiges Gefäss mit flachen Längsrippen“ (ebenfalls nicht abgebildet), angedeutet zu sein. Ich kann nur vermuten, dass es sich um Gegenstände der römischen Periode handelt. Übrigens stammen diese Funde aus einer Wohnstätte (Hütte), wie die mitgefundenen „unregelmässigen Stücke von gebranntem Thon mit fingerdicken, cylindrischen Abdrücken“ beweisen.

In den Mansfelder Blättern, 15. Jahrgang, Eisleben 1901, bespricht Herr Prof. Dr. Grössler „einige in der Grafschaft Mansfeld gehobene Altertümer aus Kupfer oder zinnarmer Bronze“ mit Beifügung von zwei Lichtdrucktafeln. Zunächst giebt er eine neue Abbildung des Kupferdolches, der zusammen mit einem Glockenbecher auf dem Stadtberge bei Eisleben in einer Steinkiste gefunden und schon 1898 im 12. Jahrgang derselben Blätter nebst dem Becher abgebildet ist; diesmal ist die Abbildung um 0,5 cm grösser als die Naturgrösse von 10,5 cm. Die zweite Abbildung stellt eine Spiralbrillenfibel (ohne Nadel) unbekannter Herkunft dar; das Metall ist noch nicht analysiert; da es sich um einen Gegenstand der jüngeren Bronze- resp. Hallstattzeit handelt, ist eine Herstellung aus Kupfer oder zinnarmer Bronze nicht vorauszusetzen. Interessanter ist der dritte Fund „Urne und Kupferdolch von Hühnstedt“. In einem Steingrabe ist eine „glatte unverzierte Urne von Kesselform“ von 10,4 cm Höhe gefunden worden, darin lag eine (noch nicht analysierte) Lanzenspitze oder auch Dolch „von dünnem Kupferblech“ von 13 cm Länge. Irreführend ist die Abbildung, welche den Dolch in viel kleinerem Massstabe als das Gefäss darstellt, beide nebeneinander ohne Verhältniszahl<sup>1</sup>; auf einem Druckfehler beruht die Angabe, dass die „kleine Klinge höchstens 20 mm stark“ sein soll, gemeint sind 2 mm. Ob die Klinge wirklich „aus Blech gebildet“ (geschnitten?) oder ob sie gegossen ist, möchte man noch erfahren. Die Form des Gefässes erinnert stark an Formen des Rössen-Niersteiner Typus, z. B. solche von Naundorf bei Apolda und Gross-Gartach bei Heilbronn.

Wichtig ist der auf Tafel II abgebildete Fund aus der frühesten Metallzeit, drei Halsringe mit umgeschlagenen Enden, ein massiver Handgelenkring (offen), zwei säbelförmige Schleifennadeln und eine in eine Blechscheibe auslaufende Nadel; dieselben befanden sich

<sup>1</sup> Während der Korrektur erfahre ich, dass die beiden obengenannten Dolche auf den Tafeln XVII und XX dieser Jahresschrift in richtigem Verhältnis abgebildet sind.

in einer „Urne mit Asche und Knochenresten“; das Gefäß ist wieder nicht aufbewahrt, wie das bei Bronzedepots und Münzfunden leider gewöhnlich geschieht. Die Schmuckgegenstände enthalten alle weniger als  $\frac{1}{2}\%$  Zinn, sind also als Kupfersachen zu bezeichnen, die geringen Bestandteile von Blei, Eisen, Nickel, Arsen, Antimon, Zinn, Silber sind nicht absichtlich zugesetzt, sondern rühren von der Lagerstätte der Erze her, wie (nach Grösslers Gewährsmann) noch heute uralische Kupfererze derartige Beimengungen enthalten. Gefunden sind die Gegenstände beim Tiefpflügen in der unteren Aue bei Unterrissdorf.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf zwei Funde derartiger Ringe mit umgeschlagenen Enden aufmerksam machen, die ich in Privatsammlungen der hiesigen Gegend angetroffen habe. Die Hälfte eines solchen Ringes, in Langensteiner Flur gefunden, bewahrt Herr Amtsrat W. Rimpau in Langenstein auf; auf meine Veranlassung hat er das Metall in Halle untersuchen lassen und mir mitgeteilt, dass dasselbe nur  $0,5\%$  Zinn enthält. Die Flur von Langenstein grenzt an die von Börnecke, in welcher 1897 vierzehn solcher Halsringe in einem groben Thongefässe ausgepflügt sind; von dem Gefässe ist nur der untere Teil erhalten. (Der Fund ist veröffentlicht von Voges in der Braunschweigischen Festschrift zum Anthropologenkongress 1898.) Aus derselben Gegend ist mir in diesem Jahre ein Fund von vier ebensolchen Halsringen, zwei Armspiralen von zehn und zwölf Windungen und zehn langen Spirälröhrchen bekannt geworden; das Depot befand sich südlich von Halberstadt zwischen Spiegelsberg und Clus, und die Gefässe, ein unverziertes und ein verzierter Gefässrest, sind diesmal glücklicherweise erhalten; ich hoffe den Fund im nächsten Heft dieser Jahresschrift zu veröffentlichen. Diese Halsringe sind besonders deshalb wichtig, weil ihr Vorkommen in Ägypten die Datierung möglich gemacht hat. Nach der verbesserten Chronologie der ägyptischen Dynastien sind sie dem 19. Jahrhundert v. Chr. zuzuweisen.

Im Jahrgang II der Mühlhäuser Geschichtsblätter giebt Herr Professor Dr. Heydenreich einen Überblick über das Archiv der Stadt Mühlhausen i. Thür., welcher auch die als zwölfte Abteilung des Archivs bestehende Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer mit umfasst. Es handelt sich meist um Einzelfunde, die von den zufälligen Besitzern geschenkt oder, was viel häufiger ist, nur „deponiert“ sind. Neue Aufschlüsse können diese Einzelheiten nicht gewähren, sie können aber dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Besucher, namentlich derer, die mit Landbau zu thun haben, auf dergleichen Funde zu lenken. Wenn diese Leute dann zugleich belehrt

werden, dass sie nicht selbst diese Gegenstände aus der Erde reissen sollen, sondern in jedem Falle einen Mann benachrichtigen, der mit der nötigen Vorsicht und Beobachtung aller Umstände die Sachen zu heben versteht, so werden die ausgestellten Altertümer vielleicht auch noch der Archäologie von Nutzen sein. Bei einigen Gegenständen dürften vielleicht auch jetzt noch Fundort und Fundumstände genauer zu ermitteln sein; so wenn unter den steinzeitlichen Waffen Steinbeile mit Schaftloch und Pfeilspitzen aus der Umgegend von Magdeburg als deponiert aufgeführt werden; unter den steinzeitlichen Urnen „Graburnen“ aus derselben Gegend und von demselben Besitzer; unter den Gebrauchsgegenständen ein grosses Webegewicht von gebranntem Thon und Spinnwirtel derselben Herkunft, so möchte man doch wissen, ob von diesen Sachen nicht einige zusammen gefunden sind und ob der Herr Besitzer über die bei Magdeburg erschlossenen steinzeitlichen Gräber nicht noch einige brauchbare Nachrichten geben kann. Über drei abgebildete „Urnen aus der Bronzezeit, gefunden im Ölgraben bei Mühlhausen“ mit Skelettresten soll ein Bericht veröffentlicht werden; hoffentlich auch über das Flachgrab von Höngeda, von welchem nur der Kopf einer Bronzenadel, aber kein Gefäss eingeliefert zu sein scheint; mit grossem Interesse wird man dem angekündigten Bericht entgegensehen über die „von Menschenhand bearbeiteten Knochen diluvialer Säugetiere“, welche in einer Lössschicht bei Mühlhausen vier bis fünf Meter tief im Jahre 1901 gefunden sind.

Recht wehmütig wird man gestimmt, wenn man bei fast jedem Gegenstände die Bemerkung liest: „Deponiert von Herrn“ so und so. Wird es denn wirklich so schwer, solche Gegenstände einfach zu schenken! Dinge, die vereinzelt gar keinen Zweck und keinen Wert haben, höchstens als Kuriosa eine Zeitlang mitgeschleppt werden, bis sie eines Tages abhanden gekommen sind, die aber in einer öffentlichen Sammlung vereinigt ein kulturhistorisches Lehrmittel sind und der Allgemeinheit dienen. Ich weiss es aus eigener Erfahrung und dem Beispiele befreundeter Herren, dass solche Schenkungen recht nahe liegen und eigentlich selbstverständlich sind. Welcher einzelne Mensch hat denn ein Recht, den Nachlass unbekannter vergangener Geschlechter an sich zu nehmen und allein zu besitzen? Mögen unzulängliche Gesetze dem jeweiligen Ackerbesitzer ein Recht auf diesen Nachlass uralter Vorbevölkerungen einräumen; in Wirklichkeit und nach der Vernunft hat auch dieser kein Recht darauf; er hat die Dinge nie erworben und niemand hat sie ihm hinterlassen. Der Nachlass kann nur der Gesamtheit gehören, welche der ideale Rechtsnachfolger und Erbe

der früher hier lebenden Geschlechter ist. Möchte jeder, der solche Dinge der öffentlichen Betrachtung und wissenschaftlichen Benutzung entzieht, diesen Privatbesitz als einen Raub an der Gesamtheit empfinden! Er wird dann vielleicht seinen Besitztrieb lieber in unschädlicher Weise auf Postmarken oder auch Zwanzigmarkstücke richten, als gerade auf Dinge, die er der Öffentlichkeit schuldig ist.

Die Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 9, H. 3, Dessau 1902, bringen vier Aufsätze über Ausgrabungen und prähistorische Funde. Der erste ist ein Bericht des Herrn Kommissionsrat Kälber in Bernburg über „die Ausgrabung des Schneiderberges bei Baalberge.“ Da mein Aufsatz in dieser Jahresschrift denselben Gegenstand behandelt, brauche ich den Inhalt nicht mitzuteilen; als Abbildung ist der Umriss von einem Töpfchen und zwei spitzen Gegenständen beigelegt, deren Form mit den im Hügel gefundenen Gegenständen nichts gemein hat. Von Abbildungen muss man zum wenigsten verlangen, dass sie richtig sind. Photographien waren zu haben; ausserdem hat die illustrierte *Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und heimatliches Leben*, die unter dem Titel: „*Unser Anhaltland*“ ebenfalls in Dessau erscheint, zu einem Aufsatz von Kälber über diesen Hügel in No. 35 des Jahrgangs 1901 eine sehr gute Zeichnung des Dolches, sowie die Ansichten vom Hügel und von dem grossen Steinplattengrabe gebracht, Anschauungsmittel, durch welche sie unsere Jahresschrift übertroffen hat. Der Herausgeber war also in der Lage, Besseres zu bringen und muss den Vorwurf tragen, dass er die Mitglieder des Vereins durch diese Abbildungen schlecht unterrichtet hat. Die beiden ausserdem noch beigegebenen Skizzen von einem Stein, der mit Inschrift versehen in demselben Hügel gefunden sein soll, nötigen mich, auch auf diesen Gegenstand mit einigen Worten einzugehen, damit nicht der Glaube entsteht, ich hätte in meiner Beschreibung einen so wichtigen Fund vergessen. Der Stein war nach meiner Abreise gehoben worden, er gehörte zu einer Steinpackung; die Photographie hat mir vorgelegen; in den vermeintlichen Schriftzeichen vermochte ich Runen nicht zu erkennen; auch der englische Runenkenner, Herr R. A. Stewart Macalister, nicht; da letzterer Zweifel aussprach, ob es sich überhaupt um künstliche Zeichen handelte, so entschloss ich mich, um meinen Aufsatz beenden zu können, zu einer Reise nach Bernburg, um den Stein zu besichtigen der glücklicherweise nicht wieder vergraben worden war. Es zeigte sich, dass die auffälligen geraden Rillen nicht von Menschenhand eingehauen, sondern natürliche Bildungen sind; der Stein ist ein kieseliger

Sandstein der Braunkohlenformation, welcher bei seiner Bildung schilfartige Pflanzen eingeschlossen hat und darum mit geradlinigen dünnen Röhren durchsetzt ist; — dieselbe Erscheinung, welche bei mehreren Monolithen, z. B. der sog. Speckseite bei Aschersleben, die Möglichkeit gewährt, eiserne Nägel in den Stein zu treiben. — Dadurch, dass in alter Zeit ein ziemlich ebenes Stück von diesem Stein abgespaltet war, ist eine Anzahl jener Röhren freigelegt und als offene Rillen auf der Fläche des Steines sichtbar geworden. Der vermeintliche weisse Anstrich ist Kalksinterung. Ich hatte demnach keinen Grund, die Aufindung dieses Steines in meinem Aufsatz zu erwähnen.

Eine zweite Mitteilung ist von Herrn Archivrat Dr. Wäschke und betrifft den Fund einer „Urne“ in der Kiesgrube von Pfriemsdorf, südöstlich von Cöthen; nach der beigefügten Skizze scheint es sich um eine Terrine mit senkrechten Kanelierungen zu handeln — so wenigstens möchte ich die ohne Schattierung gegebenen Striche auffassen —; die Grösse des Gefässes ist nicht angegeben; angefüllt war es mit Sand. Seltsam berührt die Angabe, dass die näheren Erkundigungen nach den Fundumständen von zwei Fussjägern (Gendarmen) vorgenommen worden sind. Durch ein solches Verhör wird man nicht viel Sachgemässes erfahren, wohl aber andere Finder von Beachtung derartiger Funde abschrecken.

Der dritte Aufsatz — ebenfalls von Herrn Archivrat Wäschke — bespricht ein in Zerbst gefundenes Skelett, das in Hockerstellung lag. Wie aus den mitgefundenen mittelalterlichen Topfresten (und noch jüngeren (?) Ziegelstücken), ebenso aus dem noch ziemlich frischen Zustand hervorgeht, gehört dasselbe dem Mittelalter, wenn nicht noch späterer Zeit an. Die Untersuchung des Schädels durch Herrn Dr. Fränkel liess ein an Körper und Geist defektes Individuum erkennen.

In dem vierten Aufsatz teilt Herr Wäschke aus dem Herzogl. Haus- und Staatsarchiv einen Bericht vom Jahre 1766 mit, welcher von einem bei Gross-Lübs (nordwestl. von Zerbst) gemachten prähistorischen Fund handelt. Es ist offenbar ein megalithisches Denkmal („etliche zwanzig sehr grosse Steine, so dichte bey einander lagen“) zerstört worden und darunter sind menschliche Knochen, Urnenscherben, zwei Stücke Golddraht und eine „ledige Urne,“ welche umgekehrt unter einem Steine stand und bloss Sand enthielt, aufgefunden worden. Von dem Golddraht und der Urne hat der Finder Zeichnungen beigegeben, die mit abgedruckt sind. Das Gefäss, in unsicherer Kontur dargestellt, ist kugelförmig und hat einen kurzen senkrechten Hals; es dürfte eine Kugelampora sein, wenn man annimmt, dass die Ösen durch Ungeschick



des Zeichners weggelassen sind; man könnte es ebensogut auch für ein bombenförmiges Gefäß der Bandkeramik halten, dessen Ösen oder Warzen weggelassen sind; aber diese Gefässe kommen in megalithischen Gräbern nicht vor. Übrigens ist auch ein ähnliches Gefäß ohne Ösen bekannt aus Uetersen bei Hamburg (Nachrichten 1891, S. 28) Von Verzierung hat der Zeichner keine Andeutung gegeben. Man wird diesen alten Fund immerhin als Beispiel für das Vorkommen von Gold in megalithischen Gräbern zu merken haben.

In dem Montagsbeiblatt zur Magdeburger Zeitung (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben) vom 14., 21., und 28. Oktober 1901 gab Herr Th. Nolte in Thale ausführlichen Bericht über einen durch Zufall gefundenen und in den Vorraum der Walpurgishalle beim Hexentanzplatz gebrachten „altheiligen Stein“ von ca. 30 Centner Schwere, welcher oben eine beckenförmige Vertiefung aufweist, an der Seite nahe dieser Vertiefung ein eingehauenes Hakenkreuz (Svastika) von einer unregelmässig gezogenen Linie eingefasst, die vielleicht einen Kreis hat darstellen sollen; der linke Schenkel des Hakenkreuzes ist verlängert und reicht über die Umfassungslinie hinaus; auf dieser Seite der Figur sind noch zwei Zeichen eingehauen, ein Haken von der Form eines lateinischen V mit doppelt langem rechten Schenkel, und darunter ein schräger Strich, der diesem Schenkel parallel läuft.

Ich gebe diese Beschreibung nach meiner eigenen Anschauung; will auch im folgenden nicht die Ausführungen Nolttes über Verbreitung und Bedeutung der Svastika oder über die Bedeutung der Örtlichkeit als Kultusstätte u. s. w. zum Gegenstand dieses Berichtes machen, sondern will die von Nolte und die von mir gesammelten Nachrichten über die Auffindung des Steins und des Zeichens möglichst genau wiedergeben.

Der Stein von 0,70 m Höhe, 2,25 m Länge, 1,20 m Breite stand ursprünglich in einer Gruppe grösserer Granitblöcke, die sich nahe beim sog. Sachsenwall (früher Teufelsmauer) 90 Schritt südöstlich vom Durchgangsweg durch den Wall noch jetzt befinden; er ist von dort nach der Walpurgishalle gebracht, weil Herr Baumeister Sehring in der Vorhalle einen Stein mit einer beckenartigen Vertiefung aufzustellen wünschte; ein Arbeiter, der mir den Hergang am 29. August 1901 erzählt hat, entdeckte ein solches Becken auf unserem Steine, als er, von einem zufälligen Antriebe geleitet, die Moosdecke desselben loslöste und in die Höhe hob. Obwohl schon ein anderer Stein mit weniger gut ausgebildeter Vertiefung in die Halle gebracht war, der noch weiter ausgebessert werden sollte, befahl der Bauführer, den besser geeigneten Block heranzuschaffen (so schreibt Herr N. jedenfalls richtig; ich hatte den Arbeiter

so verstanden, als ob Herr Sehring den Befehl gegeben hätte). Die Fortbewegung des Steins geschah auf Rollen gegen Abend. „Erst an Ort und Stelle, nachdem man ihn wieder umgekehrt und ihm seine nunmehrige Lage gegeben hatte, entdeckte man an der Seite uralte künstliche Zeichenvertiefungen.“ Eine Angabe, wann oder wie lange nach der Aufstellung man die Zeichen entdeckte, fehlt; auch mir konnte der Arbeiter nur die negative Angabe machen, dass er und die Mitarbeiter an jenem Abend nichts davon bemerkt haben; bei der Verwitterung und teilweisen Bedeckung mit festsitzendem kurzen Moos kann dies Übersehen nicht auffällig sein. Nun müssen nachträglich Zweifel an der Echtheit der Zeichen entstanden sein, denn Nolte verwahrt sich dagegen und erklärt, dass er für die Echtheit unbedingt einstehe; er beruft sich dabei auch auf mein Zeugnis, indem er anführt, dass ich sehr bald nach empfangener Benachrichtigung durch ihn hingekommen sei „und die Umgebung des Fundortes des Steines nach Aschenresten, Urnenscherben etc. untersucht“ habe. Letzteres ist richtig; Herr Nolte hatte mir am 13. Juli 1901 brieflich Mitteilung über die Auffindung des Steines gemacht und unter Beifügung einer Skizze zugleich im Auftrage des Herrn Prof. Hendrich mich über den etwaigen Sinn der Zeichen befragt. Ich hatte keinen Grund, an der Angabe zu zweifeln und reiste nach Thale, nur in der Absicht, den Boden zu untersuchen, ob sich Spuren einer Benutzung des Steines etwa zu Kultuszwecken finden liessen. Ich habe durch zwei Arbeiter, zu denen der Finder jenes Steins gehörte, am 29. August den Boden an der Fundstelle und an der ganzen Steingruppe entlang aufroden lassen; er bestand dort nur aus den gelben lehmartigen Verwitterungsprodukten des Granits ohne stärkere Humusdecke; man befand sich auch überall sehr bald auf dem Felsenrund; einige Vertiefungen desselben wurden ausgekratzt; es fand sich in der Umgebung der Steingruppe kein Stückchen Kohle oder Knochen oder Topfscherbe. Ich gab darauf den Auftrag, weiterhin nur die Stellen aufzugraben, wo sich dunkler Boden fände; dadurch gelang es an einer Stelle zwischen der Fundstelle und dem Steinwall, 24 Schritt von ersterer, 66 Schritt von letzterem entfernt in einer Tiefe von 45 cm unter dem ungestörten braunen Humusboden eine Brandstätte mit vielen Holzkohlen aufzudecken, dieselbe hat einen Durchmesser von 1,70 m West nach Ost, und 1,48 m Süd nach Nord, die Kohlenreste fanden sich in einer Schicht von 24 cm Dicke; von Knochen oder Scherben war auch hier keine Spur.

Während dieser Arbeiten habe ich mir auch die Walpurgishalle angesehen und die Figur auf dem Steine abgezeichnet. Dabei kam es

mir vor, als ob an einigen Stellen die eingehauene Rille nicht die natürliche Färbung des Steins hätte; ich machte Herrn Nolte darauf aufmerksam; der Mann im Billetschalter äusserte dazu, dass viele Besucher der Walpurgishalle ein Vergnügen darin fänden, die eiserne Zwinge ihrer Gebirgsstöcke in der Rille hin und her zu bewegen, vielleicht sei dadurch die von mir bemerkte Färbung entstanden. Ich hatte zu zweifeln gar keinen Grund und habe irgend eine Untersuchung nicht vorgenommen. Das Hakenkreuz kommt in der That in unserer Gegend vor und zwar, wie ich schon in meiner Antwort an Herrn Nolte geschrieben hatte, auf heimischen Thongefässen der römischen Kaiserzeit; Herr N. hätte also nicht schreiben dürfen, dass das Auftreten der Svastika bisher weder im Harzgebiet noch in der Provinz Sachsen und deren Umgebung nachgewiesen sei; ich erinnere an eine Terrine von Arneburg (Zeitschr. f. Ethnol. 1886, S. 310, Fig. 3), an ein Gefäss von Zahna (Mitt. aus dem Prov.-Mus. zu Halle II, Taf. I, Fig. 8) und an eine Mäanderurne von Gross-Kühnau in Anhalt (Mitt. für Anh. Gesch., Bd. 8, H. 1, S. 99). Ich war auch vollständig sicher in der Erwägung, dass man mich doch gewiss nicht um mein Urteil „über Wert und Bedeutung der eingeritzten Zeichen“ gefragt haben würde, wenn man das Symbol gekannt hätte, und meine auch heute noch, dass ein Moderner, der dem Stein durch Anbringung des Symbols den Schein des Uralt-Heiligen geben wollte, wahrscheinlich nicht eine bisher unbekannte Abänderung des symbolischen Zeichens (durch Verlängerung des einen Schenkels) vorgenommen haben würde und dass ein solcher gewiss auch lieber wirkliche Runen als diese drei Striche neben das Zeichen gesetzt haben würde.

Das waren und sind meine Schlussfolgerungen; eine Zeugenschaft für die Echtheit kann ich nicht übernehmen; der einzige, der das kann, ist der Baumeister Sehring, oder etwa sein Bauführer. Mögen diese Herren sich zur Sache erklären. Es wäre ja nichts dagegen zu sagen, wenn der Baumeister, der an der Walpurgishalle allerhand Mythologisches und Symbolisches anzubringen bemüht gewesen ist, auch jenen Steinblock mit einem heiligen Symbol versehen hätte, zumal derselbe eine Art Opferstein hat vorstellen sollen; aber ganz anders würde die Sache, wenn man gegen besseres Wissen die Vorstellung der Echtheit zu erwecken suchte oder, ohne zu widersprechen, dieselbe von anderen Leuten verbreiten liesse.

Berichtigend möchte ich der Darstellung des Herrn N. noch folgendes hinzufügen: Der Steinwall (sog. Sachsenwall) hat keinesfalls dazu gedient, das „Heiligtum“ (d. h. jene Steingruppe mit der Svastika) zu

schützen; er ist vielmehr auf dem Berghals errichtet, der die nördlich vorliegende Kuppe des Homberges mit dem Bergmassiv des Hexentanzplatzes verbindet. Die Kuppe des Homberges ist von einem Wall umgeben und hat als Wallburg gedient, die Steinmauer sollte demgemäss jene Burg gegen eine feindliche Annäherung vom Bergplateau her schützen und hat ganz die Stellung wie bei anderen Wallburgen der Halsgraben; seine senkrechte Seite ist deshalb auch dem Bergplateau des Hexentanzplatzes zugewandt. Demnach hätte das „Heiligtum“ ausserhalb der Befestigung gelegen. Übrigens war die ursprüngliche Stellung des Steines nach bestimmter Angabe des Finders so, dass die Seite, welche das Hakenkreuz trägt, nicht dem offenen Platz zwischen Steingruppe und Steinwall zugewandt war, sondern den hinterliegenden Steinen zugekehrt, also versteckt. Von einer Kultusstätte war hier überhaupt nicht zu reden, da nicht die geringste Spur von einer solchen vorliegt.

Zu bemerken ist noch, dass eingehauene Zeichen auf ähnlichen Steinen in der Provinz Sachsen trotz der gegenteiligen Behauptung doch schon vorgekommen sind, z. B. auf einem hohen Sandsteinblock im sogenannten Eselstall zwischen Quedlinburg und Westerhausen (Neue Mitteilungen hist. antiq. Forschungen XI, Halle 1876, S. 504), ferner auf dem Hüenstein bei Nohra das Zeichen der sogenannten Wolfsangel (Bau- u. Kunstdenkmäler der Prov. Sachsen, H. 12, S. 177) und an der Mönchsklippe bei Schierke die Kontur eines Mönches.

In den Korrespondenzblättern des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen 1900 sind in No. 8 und 9 zwei interessante Aufsätze des Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. L. Pfeiffer in Weimar veröffentlicht. Der erste macht zunächst Angaben über das seit 1886 in Weimar aufgedeckte Merovingische Gräberfeld (zwischen dem Asbach, der Buttelsstädter Strasse und dem Eisenbahndamm), welches erst seit 1893 wissenschaftlich beachtet und in seiner Bedeutung erkannt worden ist (durch A. Götze, vgl. Berliner Verhandlungen 1894, S. 49—54). Die erste sorgfältige Aufzeichnung der Gräber mit ihren Beigaben ist seitdem durch den Kustos des Städtischen Museums, Herrn Bürgerschullehrer Möller, erfolgt, welcher auch das letzte bis dahin unversehrt gebliebene Stück jener grösstenteils bebauten Fundstelle aufgegraben und 15 Gräber aufgefunden hat. Die Skelette sind alle mit dem Kopf nach Westen begraben; die Fundstücke dieser Ausgrabung sind in das Städtische Museum in Weimar gekommen, während eine reiche Sammlung früher gehobener Fundstücke in das Museum für Völkerkunde in Berlin gelangt ist; es handelt sich um Schmuck-

gegenstände wie Perlen, Fibeln, Kämme, Riemenzungen u. dgl. und um eiserne Gebrauchsgegenstände wie Beile (Franziska), Schwerter (Spatha), Schnallen, Messer, Schlüssel, Schildbeschläge, Dolche, Scheren. Hoffentlich wird einmal eine zusammenfassende Veröffentlichung aller dieser Funde, die für die Geschichte Weimars von der grössten Bedeutung sind, erfolgen. Wenn es mir und gewiss vielen anderen, welche die Quellen über den Untergang des thüringischen Königreichs sorgfältig verglichen haben, längst klar war, dass der Kampf um Burgscheidungen und die ganze grossartige Beteiligung der Sachsen an dem Kriege der Franken gegen die Thüringer 531 lediglich poetische Fiktion ist (erst im 9. und 10. Jahrhundert aus den Liedern der Sänger in sächsische Geschichtsquellen aufgenommen); so ist uns doch erst durch diese wahrhaft königlichen Bestattungen des 5. und 6. Jahrhunderts in Weimar der Ort gezeigt worden, wo in Wahrheit der Königshof Hermanfrieds zu suchen ist, und wo die Gebäude gestanden haben, deren Untergang die thüringische Königstochter Radegunde in so rührenden Worten beweinte.

Das Hauptthema des ersten Aufsatzes bildet ein aus jenen Gräbern gehobenes und sorgfältig abgegossenes Skelett eines weiblichen Kindes, welches die krankhaften Bildungen des Wasserkopfes und der linksseitigen Ausbiegung der Wirbelsäule aufweist; ausserdem wird das Skelett eines normal gebildeten Kriegers von 171 cm Höhe beschrieben, an dessen rechter Hand eine eiserne Wurfaxt mit Resten des Stiels von Espenholz gefunden wurde. Von beiden Skeletten sind deutliche Abbildungen gegeben.

In dem zweiten Aufsatz (No. 9) macht Herr Dr. Pfeiffer zuerst Angaben über mehrere Skelette mit gut geheilten Beinbrüchen oder krankhaften Bildungen und giebt dann die genaue Beschreibung eines steinzeitlichen Hockerskeletts aus einem umfangreichen Hügel bei Kalbsrieth, der im August des Jahres 1901 von Herrn Kustos Möller sorgfältig aufgedeckt ist und etwa hundert Bestattungen enthalten hat. Eine Veröffentlichung über diese interessante Ausgrabung, welche auf dem Grunde neolithische Gräber (mehrere mit Schnurkeramik, eins mit Kugelamphoren), darüber eine Schicht mit vielen Skelett- und Sarggräbern der jüngeren Bronzezeit, auch einige hallstädtische Brandgräber und über diesen frühchristliche Reihengräber ergeben hat, wird von Herrn Möller, laut brieflicher Mitteilung desselben, vorbereitet. Das hier besprochene und abgebildete Hockerskelett, das zusammen mit Kugelamphoren, offenen Amphoren und einem scharfkantigen Feuersteinbeil von rechteckigem Querschnitt in

einer Steinkammer gefunden ist, stammt von einem etwa 36jährigen Manne und zeigt am Schädel drei Narben, zwei sind linienartig glatte Rinnen, die nebeneinander auf dem rechten Seitenwandbein liegen, die dritte eine trichterförmig vertiefte Schädelverletzung, vielleicht von der Ecke eines Steinbeils herrührend (nicht Trepanation); sie hat die innere Schädeldachseite nicht durchbrochen, war nicht tödlich und ist gut ausgeheilt. Bei dem Skelett von etwa 1,68 m Länge befanden sich Reste eines etwa zweijährigen Kindes, auch Knochen von einem Schweine. Sehr wertvoll ist die beschriebene Konservierungsmethode mittels Gipsabguss.

P. Höfer.